

~~und in ganz besonderem Maße Michael Gagesch unterstützt, wo-
für ich ihnen ebenfalls herzlich danke.~~

~~Berlin, im September 2013, Friederike Schmitz~~

in: Tierethik. Grundlagentexte,
hg. v. Friederike Schmitz, Berlin 2014.

Friederike Schmitz Tierethik – eine Einführung

In Deutschland werden jedes Jahr über 50 Millionen Schweine geschlachtet.¹ Das Leben der meisten von ihnen beginnt in einem so genannten »Abferkelstall«. Dort werden sie von speziellen »Zuchtsauen« zur Welt gebracht. Die Befruchtung dieser Sauen findet in einem »Besamungsstand«, in einem etwa körpergroßen Käfig, statt. Darin fixiert, wird die Sau meist künstlich, das heißt über einen in ihre Vagina eingeführten Kunststoffschlauch besamt. In dem Kastenstand, in dem sich umzudrehen unmöglich ist, bleibt sie mindestens vier Wochen lang. Nach knapp vier Monaten steht die Geburt an; eine Woche vorher kommt die Sau in eine »Abferkelbucht«, die so eng ist, dass die Sau nur auf einer Seite liegen und sich nicht umdrehen kann.² Sie gebiert ihre Ferkel, die dann durch die Stäbe der Abferkelbucht an ihren Zitzen saugen. Im Alter von wenigen Tagen werden die männlichen Ferkel kastriert: Während jemand sie festhält oder sie in einem dafür konstruierten Gestell eingespannt sind, wird ihnen ohne Betäubung der Hodensack auf- und der darin liegende Hoden abgeschnitten.³ Weitere übliche Eingriffe in den ersten Lebenswochen sind das Abschleifen der Zähne und das Abschneiden des Ringelschwanzes. Im Alter von rund vier Wochen werden die Ferkel von der Sau getrennt und in eine Mastanlage transferiert, wo sie die Monate bis zur Schlachtung verbringen. Die Sau kommt wieder in den Kastenstand und wird dort erneut

1 Zahlen und Fakten in dieser Einleitung sind auf dem Stand vom Sommer 2013. Die Anzahl der Schlachtungen gibt das Statistische Bundesamt bekannt. Im Jahr 2012 waren es 58,2 Millionen Schweine. Siehe z. B. die Pressemitteilung Nr. 56 des Amtes vom 13. 2. 2013, zu finden unter (<https://www.destatis.de>).

2 Vgl. zu diesen Haltungsformen Christoph Maisack, »Tierschutzrecht«, in: Herwig Grimm, Carola Otterstedt (Hg.), *Das Tier an sich. Disziplinenübergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz*, Göttingen 2012, S. 198-234, hier S. 202; Die von mir angegebenen Zeitabstände gelten aufgrund von EU-Richtlinien seit dem 01. 01. 2013.

3 Siehe zum Beispiel Christina Hucklenbroich, »Der Schmerz der Schweine«, in: DIE ZEIT, Nr. 34, 16. 08. 2007.

besamt.⁴ Die ganze Einrichtung wird bisweilen »Ferkelfabrik« genannt.

Ein solcher Umgang mit nichtmenschlichen Tieren ist in der »Nutztier«-Haltung alltägliche Normalität. Schweine – ebenso wie Hühner, Rinder, Schafe, Gänse und viele andere Tiere – werden primär als Waren und Produktionsmaschinen angesehen und entsprechend behandelt.

Es leuchtet unmittelbar ein, dass diese Praxis *ethische Fragen* aufwirft – denn die betroffenen Tiere sind, und da würden die meisten Menschen wohl zustimmen, empfindungsfähige Lebewesen mit eigenen Bedürfnissen und Interessen, mit denen man nicht beliebig umspringen sollte. Aber um was für Fragen handelt es sich dabei genau? Im öffentlichen Diskurs wird unter dem Namen »Ethik« oder »Tierethik« oft nur eine bestimmte Art von Fragen diskutiert: Werden den Tieren im Rahmen der Nutzung unnötige Schmerzen oder Leiden zugefügt? Lässt sich derselbe Zweck auch auf schonendere Weise erreichen? Welche Verbesserungen für Tiere sind innerhalb der Praxis möglich?

Wer über solche Fragen diskutiert, nimmt bestimmte Prinzipien, die das menschliche Verhältnis zu »Nutztieren« prägen, bereits als gegeben an. Es wird als selbstverständlich davon ausgegangen, dass Menschen nichtmenschliche Tiere zu ihren eigenen, auch sehr unwichtigen Zwecken benutzen und ihnen dabei massiven Schaden zufügen dürfen und dass nichtmenschliche Tiere allgemein weniger Rücksicht verdienen als Menschen.

Wie ist es aber um die ethische Rechtfertigung dieser Prinzipien bestellt? Wer diese Frage zu beantworten versucht, betreibt eine andere Art von Tierethik: Darin geht es darum, das Mensch-Tier-Verhältnis viel grundsätzlicher zu hinterfragen, als es im gegenwärtigen öffentlichen Diskurs geläufig ist.

In diesem Band sind Texte zusammengestellt, die der zweiten, grundsätzlichen Art von Tierethik zuzuordnen sind. Er soll unter anderem dazu beitragen, diese Art der Auseinandersetzung, die für die internationale philosophische Debatte tonangebend ist, im

⁴ Siehe information medien agrar e. v., *Wiki-Agrar-Lexikon* (<http://www.agrilexikon.de>), Stichwort »Abferkeln«, letzter Zugriff 06. 09. 2013; sowie Hilal Sezgin, »Fleischeslust ist Fleischeslast. Zum Zusammenhang der Ausbeutung von Frau und Sau«, online unter (<http://www.gwi-boell.de/web/denkraeume-fleischeslust-ist-fleischeslast-feministischer-zwischenruf-4838.html>), letzter Zugriff 06. 09. 2013.

deutschsprachigen Raum sichtbar zu machen. Dieses Ziel erklärt auch die Tatsache, dass sich die meisten Texte nicht auf eine bestimmte Form der Tiernutzung beziehungsweise einen bestimmten Bereich der Mensch-Tier-Interaktion wie Ernährung oder Tierversuche beziehen. Es geht darum zu klären, wie stark und in welcher Weise nichtmenschliche Tiere *überhaupt* ethisch zu berücksichtigen sind. Das heißt freilich nicht, dass konkrete Realitäten des Mensch-Tier-Verhältnisses bei dieser Untersuchung auszublen- den wären. Im Gegenteil: Meines Erachtens ist es für die Tierethik essenziell, dass sie vor einem Hintergrund von detailliertem Wissen darüber, wie Menschen gegenwärtig mit Tieren umgehen, betrieben wird. Falsche und verharmlosende Konzeptionen von Nutztierhaltung sind nämlich häufig ein Grund für unangemessen moderate ethische Forderungen. Gleichzeitig sollte es natürlich ein Ziel der Auseinandersetzung sein, konkrete Konsequenzen für die Praxis zu ziehen – auch die grundsätzliche Variante der Tierethik will eine *angewandte* Ethik sein.

Die folgende Einführung hat vier Teile. Im ersten Teil stelle ich beispielhaft einige Praktiken der Tiernutzung dar, wie sie heute in Deutschland betrieben werden. Im Zuge dessen erläutere ich auch die Rolle der erstgenannten Art von Tierethik, in der die grundsätzlichen Fragen ausgeblendet werden. Es soll sich zeigen, dass eine ernsthafte ethische Auseinandersetzung mit dem Mensch-Tier-Verhältnis genau diese Fragen stellen und zu beantworten suchen sollte. ~~Der zweite Teil liefert eine überblicksartige Darstellung der Geschichte der philosophischen Beschäftigung mit nichtmenschlichen Tieren – es lässt sich erkennen, dass wesentliche Fragen auch historisch lange undiskutiert blieben. Im dritten Teil führe ich in die heutige, angloamerikanisch geprägte tierethische Debatte ein, der die in diesem Band zusammengestellten Grundlagentexte zugeordnet werden können. Dabei gebe ich einen Überblick über den Aufbau des Bandes und die einzelnen Texte und verweise auf weitere Literatur. Im vierten Teil gehe ich auf die praktischen Konsequenzen ein, die sich aus den ethischen Positionen ergeben, sowohl in Bezug auf die persönliche Lebensweise als auch mit Blick auf den gesellschaftlichen und politischen Kontext.~~

I. Gegenwärtige Praxis und Käfigethik

Für das gegenwärtige Mensch-Tier-Verhältnis ist die Tiernutzung zur Lebensmittelproduktion sicherlich zentral.⁵ Von ihr sind nicht nur die meisten Tiere betroffen. An ihr sind auch die meisten Menschen mindestens indirekt über ihren Konsum tierlicher Produkte beteiligt. Zu den zahlenmäßig wichtigsten Landwirbeltieren gehören in Deutschland Hühner, Schweine und Rinder. Im Folgenden beschränke ich mich auf eine Darstellung der Umgangsweisen mit diesen Tieren.⁶

Moderne *Hühner* sind die Ergebnisse zielgerichteter Züchtung. Da Hühner von Menschen zu zwei verschiedenen Zwecken – Fleisch- und Eierproduktion – genutzt werden, wurden zwei verschiedene Hühnerarten gezüchtet. Während die einen besonders schnell besonders viel Fleisch ansetzen, bringen die anderen besonders hohe Legeleistungen. Der menschliche Nutzungsanspruch prägt so bereits die Körper der Tiere; die Bezeichnungen bilden die jeweiligen Funktionen ab: Fast jedes genutzte Huhn ist heute entweder ein »Masthuhn« oder eine »Legehennen«.

»Masthühner« werden für gewöhnlich zu Zehntausenden in Ställen gehalten. Die Hühner werden als Küken aus der Brüterei in die Mastanlage gebracht und erreichen dort innerhalb von knapp

5 Der zweite große Bereich, in dem Tiere genutzt werden, sind die Tierversuche: Neben medizinischen Tierversuchen werden Tiere in der »Grundlagenforschung« und bei Giftigkeits- und Sicherheitsprüfungen eingesetzt. Allein in Deutschland werden jährlich nach offiziellen Angaben knapp 3 Millionen Tiere in Versuchen »verbraucht«; tatsächlich sind die Zahlen u. a. deshalb erheblich höher, weil bei der »Herstellung« von genveränderten Tieren viele Tiere erzeugt und getötet werden, die die gewünschten Eigenschaften nicht haben. Einen Einstieg in die Realität von Tierversuchen und die ethische Diskussion gibt Hilal Sezgin, *Artgerecht ist nur die Freiheit. Eine Ethik für Tiere oder Warum wir umdenken müssen*, München 2014, Kap. 2. Siehe auch Andrew Knight, *The Costs and Benefits of Animal Experiments*, Basingstoke u. a. 2012.

6 Wenn man von Fischen und Meerestieren absieht – deren »Verbrauch« nur in Tonnen dokumentiert wird –, sind Hühner die Spezies, von der am meisten Individuen jährlich geschlachtet werden, gefolgt von Schweinen, Truthühnern, Enten und dann Rindern. Vgl. die oben genannte Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes sowie die Tabelle unter (<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Wirtschaftsbereiche/LandForstwirtschaftFischerei/TiereundtierischeErzeugung/Tabellen/Gefluegelfleisch.html>), letzter Zugriff 06. 09. 2013.

fünf bis sechs Wochen ihr Schlachtgewicht.⁷ Pro Quadratmeter drängen sich über 20 Tiere.⁸ Die Hühner können nicht ungestört ruhen, ihren arttypischen Verhaltensweisen wie der Nahrungssuche oder dem Staubbaden nicht nachgehen, geschweige denn angemessen miteinander agieren und soziale Beziehungen pflegen.⁹ Gesäubert wird der Stall nur zwischen den Mastperioden, so dass die Hühner in ihren eigenen Exkrementen stehen. Fußkrankheiten sind die Regel; andere durch Turbomast und Enge verursachte Krankheiten und Leiden sind häufig.¹⁰ Nach Ablauf der Mastperiode werden die Hühner in Plastikkisten gepackt und zum Schlachthof gefahren, wo sie mit Gas oder im Elektrowasserbad betäubt, durch Kehlschnitt getötet, entblutet, zerteilt und weiterverarbeitet werden.¹¹ So leben und sterben in Deutschland etwa 600 Millionen Hühner im Jahr.¹²

Der Lebenszweck von »Legehennen« ist die Eierproduktion. In der Natur dienen die Eier aller Vögel der Fortpflanzung. Die nicht-domestizierten Vorfahren heutiger Hühner legten zwei- bis

7 Siehe z. B. *Wiki-Agrar-Lexikon*, Stichwort »Masthähnchen«.

8 In der so genannten Kurzmast können Hühner bis zu 35 kg Lebendgewicht pro Quadratmeter Stallbodenfläche gehalten werden, das entspricht in der Endmast bei einem Schlachtgewicht von 1500 g einer Besatzdichte von 23 oder 24 Hühnern pro Quadratmeter. Bei anderen Mastmodellen kann die Besatzdichte auf bis zu 42 kg pro Quadratmeter erhöht werden. Vgl. Maisack, »Tierschutzrecht«, S. 203.

9 Vgl. Maisack, »Tierschutzrecht«, S. 220 ff. Das Staubbaden sei wegen der hohen Tierzahl und der dadurch bedingten starken Verkotung und Durchfeuchtung der Einstreu schon ab der Mastmitte erheblich erschwert und gegen Mastende praktisch unmöglich.

10 Vgl. Maisack, »Tierschutzrecht«, S. 220; Steffen Hoy (Hg.), *Nutzziethologie*, Stuttgart 2009, S. 222. Viele Hühner sterben bereits während der Mastperiode – zwischen 3 und 5 %; bei einem 20000er-Stall also 600 bis 1000 Hühner je Durchgang.

11 Die verschiedenen Betäubungsverfahren bringen verschiedene Nachteile mit sich. In das Elektrowasserbad werden die Tiere getaucht, während sie kopfüber hängen; es kommt vor, dass sie aufgrund ihres Zappels gar nicht eintauchen oder dass sie zu geringe Strommengen bekommen, um voll betäubt zu werden. Vgl. »Tierschutz bei der Tötung von Schlachttieren«, Antwort der Bundesregierung auf eine kleine Anfrage von Abgeordneten der Grünen, Deutscher Bundestag, 17. Wahlperiode, Drucksache 17/10 021, 15. 6. 2012, einzusehen unter (<http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/17/100/1710021.pdf>), letzter Zugriff 06. 09. 2013.

12 2012 waren es laut Angaben des Statistischen Bundesamtes 596 Millionen Masthähnchen. Vgl. Fußnote 1.

viermal pro Jahr fünf bis zehn Eier, die sie in selbstgebauten Nestern ausbrüteten. Durch gezielte Züchtung wurde der Bruttrieb heutiger Hühner stark verringert sowie der Eier-Ertrag pro Huhn auf über 300 Eier pro Jahr gesteigert.¹³ Die meisten Eier stammen in Deutschland aus Bodenhaltung,¹⁴ das heißt von Hennen, die typischerweise zu mehreren Tausend in großen Hallen leben. Die erlaubte Besatzdichte ist neun Hennen pro Quadratmeter. Ab einer Gruppengröße von ca. 50 Tieren können Hühner keine stabile Rangordnung mehr aufbauen; eine häufige Folge sind Verhaltensstörungen wie Federpicken, das sich bis zum Kannibalismus ausweiten kann.¹⁵ Um solche Verletzungen zu verhindern, wird den Hennen gewöhnlich im Kükenalter der vordere Teil des Schnabels abgeschnitten, was als äußerst schmerzhaft gilt und oft langfristige Leiden hervorruft.¹⁶

Kaum eine »Legehennen« wird älter als etwa eineinhalb Jahre. Nach dieser Zeit lässt die Legeleistung nach, und es ist am profitabelsten, die Hennen durch neue zu ersetzen.¹⁷ Die »verbrauchten« Tiere werden getötet und gewöhnlich als »Suppenhühner« vermarktet. Ebenfalls nicht profitabel ist es, die männlichen Küken, die im Rahmen der »Produktion« von Hennen für die Eierindustrie entstehen, aufzuziehen: Sie legen keine Eier und sind auch nicht zur Mast geeignet, da sie aufgrund der Züchtung zu wenig Fleisch ansetzen. Um die 50 Millionen Küken werden daher jedes Jahr im Alter von wenigen Tagen vergast oder geschreddert.¹⁸

13 Vgl. Hoy, *Nutztierethologie*, S. 204 und 206 f.

14 63,8 % in 2012 laut Angaben des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz. Vgl. die Pressemitteilung 061 vom 18. 02. 2013 des Statistischen Bundesamtes.

15 Es gibt weitere Faktoren, die diese Störung fördern: Hohe Besatzdichte, hohe Lichtintensität, ungünstige Klimaverhältnisse und Mangel an spezifischen Nährstoffen. Vgl. Hoy, *Nutztierethologie*, S. 220.

16 Dieser Eingriff ist offiziell verboten, wird aber auf der Grundlage von Ausnahmegenehmigungen routinemäßig durchgeführt, siehe z. B. Sabine Petermann, Jörg Baumgarte, »Entwicklung des Tierschutzes in der Geflügelhaltung vor dem Hintergrund des niedersächsischen Tierschutzplans«, in der Publikation der Deutschen Veterinärmedizinischen Gesellschaft e. V. zur 13. Internationalen Fachtagung zu Fragen von Verhaltenskunde, Tierhaltung und Tierschutz, Gießen 2013, S. 24.

17 Vgl. Wilfried Brade u. a. (Hg.), *Legehuhn zucht und Eierzeugung. Empfehlungen für die Praxis*, Braunschweig 2008, S. 14, 151.

18 Die Zahlen, die in Medienberichten genannt werden, variieren zwischen 40 und

Was die Nutzung von *Schweinen* betrifft, so habe ich zu Beginn der Einführung bereits einige Abläufe in einer »Ferkelfabrik« geschildert. In Folge der wochenlangen Fixierung in Kastenstand und Abferkelbucht entwickeln die Sauen Verhaltensstörungen wie Stereotypien (Stangenbeißen und Leerkauen) und darüber hinaus in vielen Fällen schmerzhaftes Krankheiten und körperliche Schäden.¹⁹ Die Ferkel werden (betäubungslos) kastriert, um die spätere Entwicklung von Ebergeruch im Fleisch zu verhindern, da solches Fleisch in Deutschland als unverkäuflich gilt. Die weiteren Eingriffe wie Schwanzkupieren und Zähneabschleifen sollen der Verhaltensstörung des Schwanzbeißen vorbeugen, die später in den Mastanlagen aufgrund von Enge und Beschäftigungslosigkeit zu gegenseitigen Verletzungen führt.²⁰

Schweine sind sehr soziale, intelligente und neugierige Tiere. Sie sind in dieser Hinsicht mit Hunden zu vergleichen. Studien belegen, dass Hausschweine, wenn sie die Gelegenheit dazu haben, ganz ähnliche Verhaltensweisen wie ihre Vorfahren, die Wildschweine, zeigen.²¹ In den Mastanlagen können allerdings solche atypischen Verhaltensweisen wie Nahrungssuche, Wühlen

60 Millionen und sind wahrscheinlich anhand der Zahlen der Legehennen geschätzt, die das Statistische Bundesamt jährlich veröffentlicht. Vgl. die Schlachtzahlen für »Suppenhühner« (Link in Fußnote 6) sowie die Pressemitteilung 061 vom 18. 02. 2013 des Statistischen Bundesamtes.

19 15-20 % der fixierten Sauen leiden unter schmerzhaften Harnwegsinfektionen, 20-50 % unter Gebärmutter- und Gesäugeentzündungen, hinzu kommen schmerzhaftes Bein- und Klauenschäden; durch das Liegen in der Abferkelbucht kommt es unter anderem häufig zu Schulterläsionen. (Vgl. Maisack, »Tierschutzrecht«, S. 218; Dirk Schäffer, »Erfassung von Schulterläsionen bei Zuchtsauen in verschiedenen Abferkelbuchten«, in: Deutsche Veterinärmedizinische Gesellschaft e. V., *Tagung der DVG-Fachgruppe »Tierschutz«*, Gießen 2012, S. 60-73.) Zum Stangenbeißen und Leerkauen bei Muttersauen vgl. Hoy, *Nutztierethologie*, S. 139. Beim Leerkauen sitzen die Sauen im Kastenstand und kauen unentwegt, bis ein Schaum entsteht. »Es wird davon ausgegangen, dass dabei endogene Opioiderzeugt werden, die die Tiere in eine Art Trancezustand versetzen, um als Coping-Strategie diese Situation zu bewältigen.«

20 Vgl. Hoy, *Nutztierethologie*, S. 137.

21 »Es gibt keine qualitativen Unterschiede im Verhalten von Haus- und Wildschweinen [...]. Der tägliche Verhaltensablauf zeigt viele Standortwechsel, einen hohen Anteil Futtersuche und Futterraufnahme und dazwischen liegende Ruhephasen.« (Hoy, *Nutztierethologie*, S. 105) vgl. auch die Darstellung der Schweine auf dem Lebenshof »Butenland« von Hilal Sezgin in *Argereicht ist nur die Freiheit*, Kap. 4.

im Boden, Kratzen und Scheuern an Bäumen nicht ausgeübt, Neugier sowie soziale und emotionale Bedürfnisse auch nicht annähernd befriedigt werden. Die Schweine leben stattdessen dicht gedrängt auf einstreulosen Spaltenböden.²² In konventionellen Mastanlagen kommen jedem Tier bis zu 110 Kilo 0,75 Quadratmeter zu. Eine Trennung von Kot- und Liegeplatz ist unmöglich, so dass die Tiere über ihren eigenen Exkrementen stehen und ruhen. Viele Schweine leiden in den wenigen Lebensmonaten bis zur Schlachtung daher unter Husten und Lungenschäden. Hinzu kommen verschiedene Entzündungen und weitere Krankheiten, die auf die Mastbedingungen in der Intensivtierhaltung zurückgehen.²³ Schmerzhaft Quetschungen, Schürfungen und Wunden im Klauenbereich sind häufig; zwei Drittel aller konventionell gehaltenen Schweine weisen Hautschäden auf.²⁴ Nach etwa sechs Monaten werden die Schweine zum Schlachthof gebracht, wo sie erst betäubt und dann per Schnitt durch die Halsschlagader entblutet werden. Mehrere hunderttausend Schweine jährlich werden allerdings nicht richtig »abgestochen«, so dass sie im 62 Grad heißen Brühbad wieder erwachen, wo sie dann qualvoll ertrinken.²⁵

Rinder werden zur Milch- und Fleischproduktion eingesetzt. »Milchkühe« verbringen in den verbreitetsten Haltungssystemen ihr Leben in engen Ställen, teilweise in kontinuierlicher Anbindehaltung.²⁶ Auch hier sind arttypische Verhaltensweisen so gut wie unmöglich.²⁷ Durch die Zucht auf möglichst hohe Milchleistung

22 Über 90% der Mastschweineeställe in Deutschland werden einstreulos betrieben. Vgl. Hoy, *Nutztierethologie*, S. 131.

23 Vgl. auch Hilal Sezgin: »Saumäßig krank«, in: *Süddeutsche Zeitung* (14. 8. 2013).

24 Vgl. Maisack, »Tierschutzrecht«, S. 216.

25 Vgl. Die Bundesregierung, »Tierschutz bei der Tötung von Schlachtieren«, darin heißt es: »Wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge zeigten durchschnittlich 0,1 bis 1 Prozent der Tiere, abhängig von Betäubungsverfahren und Personal, auf der Nachtblutestrecke unmittelbar vor der Brühung noch Reaktionen, welche auf Empfindungs- und Wahrnehmungsvermögen hindeuten.« (S. 6)

26 Die Haltung in Laufställen ohne Weidezugang wird vom Lobbyverein »Fördergemeinschaft Nachhaltige Landwirtschaft« als artgerecht bezeichnet (vgl. die Broschüre »Verantwortungsbewusste Rinderhaltung«, zu beziehen unter www.fnl.de). Die Anbindehaltung soll auslaufen, wird aber voraussichtlich im Rahmen von Ausnahmeregelungen noch einige Jahre lang erlaubt bleiben.

27 Wenn Rinder die Gelegenheit dazu haben, legen sie viele Kilometer am Tag zu-

– die heute durchschnittlich doppelt so hoch ist wie noch vor 50 Jahren – und aufgrund der Haltung sind die Kühe für zahlreiche Krankheiten anfällig. Viele leiden unter Euterentzündungen; Gelenk- und Klauenschäden sind ebenfalls weit verbreitet.²⁸

Damit eine Kuh Milch produziert, muss sie erst ein Kalb gebären. Die Milchmenge ist in den ersten Wochen nach der Geburt am höchsten und nimmt danach kontinuierlich ab. Um den höchsten Ertrag zu bekommen, werden Kühe in Milchbetrieben etwa jährlich geschwängert. Das Kalb wird ihnen kurz nach der Geburt weggenommen und separat, zum Beispiel in einem so genannten Kälberglu, untergebracht, wo es mit einer Milchersatznahrung ernährt wird, während die Milch der Kuh für den menschlichen Gebrauch gemolken wird. Die Trennung von Kalb und Kuh ist für beide sehr belastend. Oft ruft die Kuh tagelang nach ihrem Kind, die Kälber entwickeln Verhaltensstörungen.²⁹ In den ersten Lebenswochen werden den Kälbern häufig die Hornansätze auf dem Kopf mittels eines Brennstabs ausgebrannt, um zu verhindern, dass die Rinder sich später gegenseitig oder den Landwirt mit den Hörnern verletzen. Der Eingriff darf ohne Betäubung geschehen und ist mit erheblichen Schmerzen verbunden.³⁰ Die männlichen Kälber werden dann zwecks Fleischproduktion gemästet, während die weiblichen oft wiederum zu »Milchkühen« werden.

Angesichts dieser Tatsachen erscheint das Urteil berechtigt, dass Hühner, Schweine und Rinder in der landwirtschaftlichen Nutzung die Rolle von Produktionsmaschinen spielen, die Futter in Eier, Milch und Fleisch umwandeln und auf deren Bedürfnisse und Interessen so gut wie keine Rücksicht genommen wird.³¹ Ihr

rück, bilden stabile soziale Gruppen und pflegen individuelle Bindungen (vgl. Hoy, *Nutztierethologie*, S. 97 und 83-89).

28 Siehe z. B. das »Wissenschaftliche Gutachten über die allgemeinen Auswirkungen landwirtschaftlicher Betriebssysteme auf Wohlbefinden und Krankheiten von Milchkühen« von der Europäischen Behörde für Lebensmittelsicherheit (efsa), Gremium für Tiergesundheit und Tierschutz, Frage-Nr. Q-2006-113, veröffentlicht im Juni 2009 (in Zusammenfassung zu finden unter www.efsa.europa.eu).

29 Vgl. Hoy, *Nutztierethologie*, S. 101.

30 Vgl. Tierschutzgesetz § 5, Abs. 3; A.-V. Mang u. a., »Schmerzmanagement bei der Enthornung von Kälbern«, in: Deutsche Veterinärmedizinische Gesellschaft e. V., *Tagung der DVG-Fachgruppe »Tierschutz«*, S. 183-195, hier S. 184.

31 Die Rücksichtnahme ist oft selbst ökonomisch begründet, denn Krankheiten

Leben ist in sozialer und emotionaler Hinsicht völlig verarmt,³² es ist sehr kurz, und es ist zudem von massiven Schmerzen und Leiden geprägt. Gleichzeitig wird allgemein anerkannt, dass diese Tiere empfindungsfähige Lebewesen sind, die nicht wie bloße Maschinen behandelt werden dürfen. Diese Spannung bildet den Ausgangspunkt für zahlreiche Debatten über die ethische Legitimität der gegenwärtigen Tierhaltung. Allerdings wird die Problematik, so meine These, in diesen Debatten häufig nur von einer Seite angepackt: Anstatt zu fragen, warum und mit welcher Begründung Tiere *überhaupt* in dieser Weise in den Dienst von Menschen gestellt werden, werden nur Möglichkeiten diskutiert, wie Tiere innerhalb der Nutzung *mehr Rücksicht* erfahren könnten. Ich möchte anhand mehrerer Beispiele die Charakteristika dieser Debatten weiter herausarbeiten.

Öffentliche Diskussionen über die Nutztierhaltung entzünden sich oft, naheliegenderweise, an besonders tierquälerischen Praktiken. Dabei geht es zum Beispiel um schmerzhaftes Eingriffe wie das Schnabelkürzen oder die betäubungslose Ferkelkastration. Wer diese kritisiert, tut das natürlich aus ethischen Gründen: Tiere als empfindungsfähige Lebewesen sollen nicht solchen Schmerzen ausgesetzt werden. Ebenso naheliegend ist zunächst der Lösungsvorschlag: die Abschaffung des betreffenden Eingriffs. Entsprechende Forderungen werden nicht nur in den Medien und in politischen Gremien, sondern ebenso innerhalb der Tierhaltungsindustrie zum Beispiel unter dem Stichwort »gesellschaftliche und ethische Anforderungen« diskutiert.³³ Was das Schnabelkürzen betrifft, so

und Schäden durch Verhaltensstörungen dürfen nicht zu höheren Verlusten führen, als jeweils einkalkuliert ist. Unter anderem deshalb werden Maßnahmen gegen Federpicken und Schwanzbeißen ergriffen (vgl. Hoy, *Nutztierethologie*, S. 137 und 219).

32 Es ist eine oft verwendete Strategie zur Verharmlosung der tatsächlich zugefügten Beraubungen und Leiden, dass Tieren derlei Bedürfnisse und Fähigkeiten von vornherein abgesprochen werden. In der Veterinärmedizin z. B. waren Indikatoren für Tierwohl lange lediglich an die Vermeidung von Krankheiten, Schmerzen oder Schäden gebunden. Diese reduzierte Sicht wird zunehmend kritisiert. Vgl. Richard P. Haynes, *Animal Welfare: Competing Conceptions And Their Ethical Implications*, New York 2008.

33 Siehe z. B. Michael Steinmann u. a., »Ökonomische Bewertung alternativer Verfahren zur betäubungslosen Ferkelkastration unter Berücksichtigung ethi-

sieht der Tierschutzplan für Niedersachsen die Abschaffung dieses Eingriffs bis 2016 vor und die industrienahe Universität Vechta erforscht ihre Realisierungsmöglichkeiten. Hier werden zentrale Merkmale dieser Diskussionen deutlich: Dass eine Praxis ethisch problematisch ist, impliziert nicht automatisch, dass sie abgeschafft beziehungsweise verboten werden soll. Stattdessen wird nach Alternativen gesucht, und zwar solchen, die bei minimaler Anpassung der Haltungssysteme realisierbar sind.³⁴ Solange also die Wissenschaft noch keine Möglichkeiten gefunden hat, das Federpicken kostengünstig in den Griff zu bekommen, wird Küken weiterhin der Schnabel gekürzt. Übergangsweise soll dies allerdings bald nicht mehr mit einem heißen Messer durchgeführt werden, sondern mit einem Infrarotstrahl, der einen Teil des Schnabels verbrennt, denn diese Methode sei besser standardisierbar und normalerweise entständen dabei keine offenen Wunden.³⁵

Ganz ähnliche Merkmale trägt die Diskussion über das betäubungslose Kastrieren von Ferkeln, die im Vorfeld der Novelle des Tierschutzgesetzes 2012 geführt wurde. Allseits wurde eingeräumt, dass dieser Eingriff aus Tierschutzsicht problematisch ist. Der Streit drehte sich allerdings primär darum, ob beziehungsweise ab wann *es möglich sei*, die betäubungslose Kastration durch alternative Verfahren zu ersetzen – das heißt möglich ohne bedeutende Nachteile für die Industrie.

In derlei Debatten werden nicht nur die ethischen Grundfragen in Bezug auf das Mensch-Tier-Verhältnis nicht diskutiert. Eigentlich findet gar keine ethische Diskussion statt, denn es wird nicht darüber gestritten, was ethisch erlaubt oder verboten ist. Es erscheint vielmehr als unstrittig, was »die Ethik« fordert – nämlich eine bessere Behandlung von Tieren. Die einzig offene Frage ist nur noch, wie diese Forderung mit anderen Anliegen in Einklang gebracht werden kann.

Ganz ähnlich gehen bisweilen auch ausgewiesene TierethikerIn-

scher und gesellschaftlicher Anforderungen«, in: *Veredlungsstandort Deutschland*, Schriftenreihe der Rentenbank, Band 28, Frankfurt/M. 2012.

34 Vgl. (http://www.wing-vechta.de/themen/schnabelbehandlung/schnabelbehandlung_vor_dem_aus_1.html), letzter Zugriff 06.09.2013. Siehe auch Petermann/Baumgarte, »Entwicklung des Tierschutzes in der Geflügelhaltung«.

35 Petermann/Baumgarte, »Entwicklung des Tierschutzes in der Geflügelhaltung«, S. 27.

nen an solcherlei Fragestellungen heran. So erkennt beispielsweise Herwig Grimm, Philosoph und Leiter der Abteilung »Ethik der Mensch-Tier-Beziehung« am Messerli-Forschungsinstitut in Wien, »das Bewegungsdefizit der Sau im Kastenstand als moralisches Defizit« an.³⁶ Folglich müsse nach »alternativen Haltungssystemen, die mit weniger Belastungen für das Tier auskommen«, gesucht werden.³⁷ Als echte Lösungen lässt er dabei aber nur solche Alternativen gelten, die für den moralischen Akteur, als der von Grimm der Landwirt ausgemacht wird, umsetzbar im Sinne von realisierbar und zumutbar sind. Unter diesen Voraussetzungen wird zum Beispiel die Option, mit der Tierhaltung ganz aufzuhören, oder auch nur die Alternative, die Schweine unter grundlegend anderen Bedingungen zu halten, gar nicht erwogen.

Doch selbst wenn eine ethische Diskussion zum Beispiel im Sinne der Abwägung verschiedener Werte stattfindet, werden in der Tierethik oft wesentliche Rahmenbedingungen einer Praxis nicht in Frage gestellt. Dies wird anhand einer Debatte besonders deutlich, die unter dem Namen »blind hen problem« bekannt geworden ist und sich auf das Problem des Federpickens bezieht. Sollte man durch Genmanipulation blinde Hühner züchten, so lautet die Frage, da diese weniger zu Federpickern und Kannibalismus neigen – und damit in der industriellen Nutzung weniger leiden? Der ethische Konflikt bestünde darin, meint die Tierethikerin Kirsten Schmidt, dass man eine solche Manipulation eigentlich befürworten müsste, wenn einem am Wohlergehen der Tiere gelegen sei.³⁸ Gleichzeitig hätte man starke Intuitionen dagegen, die nun erklärungsbedürftig seien. Dieser Konflikt ergibt sich aber nur, wenn

36 Herwig Grimm, »Ethik in der Nutztierhaltung: Der Schritt in die Praxis«, in: ders., Carola Otterstedt (Hg.), *Das Tier an sich? Disziplinenübergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz*, Göttingen 2012, S. 276-293, hier S. 288.

37 Herwig Grimm, »Pragmatische Leitkonzepte. Kriterien der Begründung angemessener Lösungsvorschläge in der angewandten Ethik«, in: ders., Michael Zichy (Hg.), *Praxis in der Ethik*, Berlin, New York 2008, S. 352-358, hier S. 351.

38 Kirsten Schmidt, »Blinde Hühner als Testfall tierethischer Theorien«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 62/4 (2008), S. 537-561. Siehe auch Paul B. Thompson, »The Opposite of Enhancement: Nanotechnology and the Blind Chicken Problem«, in: *Nanoethics* 2, 3 (2008), S. 305-316; Clare Palmer, »Animal Disenhancement and the Non-Identity Problem: A Response to Thompson«, in: *Nanoethics* 5 (2011), S. 43-48.

man voraussetzt, dass Tiere auf eine Weise gehalten werden, die Verhaltensstörungen der betreffenden Art hervorruft. Die Frage, ob dies aber ethisch akzeptabel ist, wird in der Diskussion weitgehend ausgeblendet.³⁹

Nun gibt es an anderer Stelle offenkundig durchaus auch Kritik an ganzen Haltungssystemen. Die »Massentierhaltung« wird allgemein gescholten – bei diesem Begriff denken viele an die Horrorbilder von dicht gedrängten, verletzten Tieren in dreckigen dunklen Ställen. Im Fall der Käfigbatteriehaltung von »Legehennen« wurde sogar eine bestimmte tierquälerische Haltungsform – nach jahrzehntelangen Debatten über das Für und Wider – im Jahr 2010 in Deutschland verboten. Schon davor wurde eine Kennzeichnungspflicht für unverarbeitete Eier eingeführt, die den VerbraucherInnen ermöglichte, zwischen verschiedenen Haltungsformen auszuwählen. Tierschutzorganisationen riefen dazu auf, kein »Ei mit der 3 aus Quälerei«, das heißt kein Ei mit der Kennziffer »3« für Käfighaltung zu kaufen und stattdessen Freiland- oder Bioeier »von glücklichen Hühnern« zu konsumieren. Oft wird also in einem Atemzug mit der Kritik an der Massentierhaltung die kleinbäuerliche und ökologische Tierhaltung gepriesen. Auch das folgt einem nicht überraschenden Muster: Wenn die Enge in der Massentierhaltung den Tieren Leiden zufügt, brauchen sie mehr Platz, wenn sie sich langweilen, sollen sie Auslauf haben.

Allerdings werden auch hierbei wesentliche Fragen nicht gestellt, angefangen mit der Frage, wie gut das Leben von Tieren in Biohaltung oder in tierschutzzertifizierten Ställen wirklich ist. Derlei Label oder werbewirksame Bilder sind einerseits oft reine Fassade. So sind »Legehennen« in Freiland- und Biohaltung ebenfalls zu tausenden in Ställen untergebracht. Sie haben zwar offiziell Ausgang ins Freie, können diesen aber oft nicht nutzen. Federpickern und Kannibalismus sind dort ebenfalls ein Problem – wobei in Biohaltung das Schnabelkürzen verboten ist – und verwendet werden oft dieselben Hochleistungstiere mit den zuchtbedingten Krankheiten und Leiden.⁴⁰ »Bioschweine« müssen zwar Auslauf

39 Dies wird auch kritisiert von Arianna Ferrari, »Animal Disenhancement for Animal Welfare: The Apparent Philosophical Conundrums and the Real Exploitation of Animals. A Reply to Thompson and Palmer«, in: *Nanoethics*, online publiziert am 31. März 2012.

40 Es treten in Biohaltung sogar spezifische Tierschutzprobleme auf: Da z. B. bei

ins Freie haben, dieser beschränkt sich jedoch in der Regel auf ein kleines Betonkarree.

Aber auch in den Betrieben, in denen es Tieren tatsächlich etwas besser geht als in der Intensivtierhaltung, sind bestimmte, in ethischer Hinsicht zentrale Merkmale gleich: Die Tiere werden auf bestimmte Leistungen gezüchtet; die Jungtiere werden von den Elterntieren getrennt und separat aufgezogen (oder getötet); auf Familien- und Gruppenverbände wird keine Rücksicht genommen;⁴¹ auch sonst steht das gesamte Leben der Tiere unter ökonomischen Bedingungen (die tierärztliche und medikamentöse Behandlung richtet sich zum Beispiel nicht nach den Erfordernissen der Tiere, sondern der Menschen). Und alle erwartet ein gewaltsamer Tod – im überwiegenden Teil in einem Alter, in dem die Tiere noch nicht einmal ausgewachsen sind, geschweige denn einen bedeutenden Teil ihres potentiellen Lebensalters erreicht haben.

Wenn also die kleinbäuerliche oder ökologische Tierhaltung als »ethische Alternative« zur Massentierhaltung gepriesen wird, wird wiederum die ethische Grundfrage ausgeblendet: Sollten nicht-menschliche Tiere überhaupt von Menschen unter Missachtung ihrer eigenen Interessen benutzt werden? Wieso sollten nicht-menschliche Tiere überhaupt weniger Rücksicht verdienen als Menschen?

Auch die Frage, unter welchen Voraussetzungen das Töten von Tieren eigentlich ethisch zu rechtfertigen ist, kommt in vielen Debatten gar nicht zur Sprache. Diese Tatsache lässt sich einerseits damit erklären, dass maßgebliche tierethische Positionen und die ganze Tradition des Tierschutzes pathozentrisch ausgerichtet sind, das heißt primär das Leiden von Tieren als Problem ansehen, die Beendigung ihres Lebens aber nicht.⁴²

Legehennen oft die in der konventionellen Haltung üblichen »Hochleistungslinien« eingesetzt werden, können sie aufgrund der Fütterungsvorgaben nicht bedarfsgerecht ernährt werden, hungern und werden anfälliger für Federpicken und Krankheiten. Siehe Petermann/Baumgarte, »Entwicklung des Tierschutzes in der Geflügelhaltung«, S. 29–30. Zu »Bioschweinen« siehe auch den WELT-online-Artikel »Bio-Schweine? Nein danke!« vom 26.09.2009, online unter (<http://www.welt.de/wissenschaft/tierwelt/article3094503/Bio-Schweine-Nein-danke.html>), letzter Zugriff 08.09.2013.

41 Zur Bedeutung der verschiedenen Eingriffe und Einschränkungen im Leben von »Nutztieren« siehe auch Sezgin, *Artgerecht ist nur die Freiheit*, Kap. 4.

42 Prominent vertreten wurde diese Position auch von Peter Singer, zumindest in Bezug auf »nur-bewusste« Wesen, die keine Vorstellung ihres Lebens in der Zu-

Entgegen diesem Paradigma wird allerdings das Töten von Tieren unter bestimmten Umständen durchaus allgemein für verwerflich gehalten – nämlich dann, wenn es als sinnlos erscheint, das heißt keinem als legitim betrachteten Zweck dient. So wird die Tötung der männlichen Küken in der Eierindustrie auch von Leuten als Problem angesehen, die gegen die Tötung von Tieren zu Nahrungszwecken nichts einzuwenden haben. In einem ZEIT-Artikel wird dieses Phänomen als »das ethische Dilemma der Eierindustrie« bezeichnet, die Tierethiker Busch und Kunzmann nennen es gar »ethisch katastrophal«.⁴³ Die oft anvisierte Lösung besteht darin, ein »Zweinutzungshuhn« zu entwickeln und auf dem Markt profitabel zu machen, das heißt eine Hühnerrasse, die zur Eier- und Fleischproduktion genutzt werden kann. Ein Huhn im Alter von einigen Wochen zu schlachten, um es zu essen, erscheint in dieser Perspektive unproblematisch; als ethisch verwerflich gilt dagegen, ein Huhn *direkt* nach der Geburt zu schreddern, weil sein Weiterleben unrentabel wäre. Kritisiert wird also dasjenige, was zur Erreichung vorgegebener Zwecke als nicht *nötig* erscheint beziehungsweise was keinem als legitim angesehenen Zweck dient. Nicht hinterfragt wird dabei die Legitimität der jeweiligen Zwecke – ob also das Töten und Essen von Tieren als solches in einem relevanten Sinne *nötig* ist.

Eine Ethik, die sich in diesem Rahmen bewegt – das heißt eine Ethik, die Teilaspekte einer Praxis diskutiert, ohne dabei wesentliche Rahmenbedingungen zu hinterfragen, die ethische Grundfragen ausblendet und die die Legitimität der Zwecke für gegeben hält, kann meines Erachtens plakativ *Käfigethik* genannt werden: Sie setzt voraus, dass nicht-menschliche Tiere von uns Menschen zu bestimmten Zwecken genutzt werden dürfen, auch wenn ihnen dabei massive Leiden und Schäden zugefügt werden, das heißt sie setzt voraus, dass Tiere – metaphorisch oder ganz wörtlich verstanden – in *Käfigen* leben, die von Menschen gebaut wurden. Dis-

kunft haben. Vgl. Peter Singer, *Praktische Ethik*, Stuttgart 1994, Kapitel 5. In der deutschsprachigen Debatte wurden ähnliche Positionen z. B. von Günter Patzig, Robert Spaemann und Ursula Wolf vertreten, vgl. Fußnote 114.

43 Benjamin Reuter, »Sisyphos im Stall. Wie ein Bauer aus Niedersachsen das ethische Dilemma der Hühnerindustrie lösen will«, in: DIE ZEIT, 8.3.2012; Roger J. Busch, Peter Kunzmann, *Leben mit und von Tieren. Ethisches Bewertungsmodell zur Tierhaltung in der Landwirtschaft*, München 2005, S. 76.

kuriert wird allein über die Größe und Ausgestaltung dieser Käfige. Während also einerseits anerkannt wird, dass Tiere moralisch zählen und nicht rücksichtslos ausgebeutet werden dürfen, spielt sich die Berücksichtigung faktisch nur *innerhalb* des vorgegebenen Käfigs ab.⁴⁴ Tierliche Interessen werden also nur insoweit wahrgenommen, wie sie die wirtschaftliche Funktion der Tiere nicht gefährden.⁴⁵

In den philosophischeren Texten der Käfigethik werden die Grundfragen oft immerhin erwähnt – dann allerdings entweder auf völlig unzureichende Weise beantwortet⁴⁶ oder aber explizit nicht beantwortet und als praktisch irrelevant beiseite gelegt. So ist es Herwig Grimm zufolge gerade ein Charakteristikum der rich-

44 Busch und Kunzmann legen eine »ethische Checkliste« vor, die explizit von der Frage geleitet ist: »Kann der individuelle Akteur anders handeln? Anders handeln heißt, denselben Nutzen zu erzielen und gleichzeitig die Kosten für das Tier zu reduzieren.« (Busch/Kunzmann, *Leben mit und von Tieren*, S. 8r.)

45 Es ist kein Zufall, dass die Tierschutzgesetzgebung derselben Logik folgt. Der Zweck des Tierschutzgesetzes sei, so heißt es in § 1, »aus der Verantwortung des Menschen für das Tier als Mitgeschöpf dessen Leben und Wohlbefinden zu schützen«. Der zweite Satz des Paragraphen schreibt vor, niemand dürfe »einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen«. Die weiteren Paragraphen und insbesondere die zugehörigen Rechtsverordnungen zu verschiedenen Aspekten der Tiernutzung zeigen allerdings, wie diese Vorgabe ausgelegt wird: Ein vernünftiger Grund liegt dann vor, wenn zur Erreichung eines bestimmten Zwecks, unter gegebenen Rahmenbedingungen, keine Alternative zu einer bestimmten Beeinträchtigung oder Schädigung von Tieren existiert – so dass also zum Beispiel die betäubungslose Ferkelkastration mindestens so lange erlaubt bleibt, wie keine attraktiven Alternativen zur Verfügung stehen. Genau so wird die Situation beschrieben in Michael Steinmann u. a., »Ökonomische Bewertung alternativer Verfahren zur betäubungslosen Ferkelkastration«, S. 145.

46 Das heißt auf eine Weise, die in Anbetracht des Diskussionsstandes zu diesen Fragen unzureichend bis absurd ist – so zum Beispiel, wenn Busch und Kunzmann den Abolitionismus und Veganismus mit der Bemerkung zurückweisen, diese Position stünde in »einem ersten Realisierungsdilemma: Was sollte mit den in der Landwirtschaft gehaltenen Tieren geschehen, käme es zu der geforderten schnellen und vollständigen Umstellung der menschlichen Ernährungs- und Verbrauchsgewohnheiten?« (Busch/Kunzmann, *Leben mit und von Tieren*, S. 30) In Anbetracht der Tatsache, dass diese Tiere im Monats- oder Halbjahresrhythmus durch menschliche Einwirkung auf die Welt gebracht werden, ist dieses »Argument« dermaßen abwegig, dass es wirklich erstaunt, wie oft und von welchen Seiten es vorgetragen wird.

tig verstandenen angewandten Ethik, dass sie kontextspezifische Probleme in kleinem Rahmen angeht und dort realisierbare und zumutbare Lösungen vorschlägt. Tierethische Theorien, die etwa ein Ende aller Tiernutzung forderten, scheiterten am »Schritt in die Praxis«, weil ihre Problemlösungsvorschläge nicht geeignet seien, den Landwirten konkrete, empirisch fundierte Ratschläge zu geben – in der angewandten Ethik müsse man sich mit ihnen also nicht weiter auseinandersetzen. Ähnlich behandelt Kirsten Schmidt die Frage, ob Kälber in Gruppen oder einzeln gehalten werden sollten, unter der Maßgabe, dass eine Handlungsempfehlung für die landwirtschaftliche Praxis gefunden werden soll. Die Forderung, auf Kälberhaltung generell zu verzichten, hält sie zwar für möglicherweise plausibel, allerdings für »kaum umsetzbar«, weshalb sie sie auch nicht weiter diskutiert.⁴⁷ Die Idee ist klar: Solange Menschen Tiere halten, könne Ethik praktisch nur dann einen Einfluss ausüben, wenn wir diese Tatsache als gegeben hinnehmen und dann im Kleinen Probleme diskutieren beziehungsweise Verbesserungen vorantreiben.

Diese grundsätzliche Anerkennung des Status quo prägt auch den gesellschaftlichen Tierschutzdiskurs. Als Grundlage für eine philosophische Tierethik ist sie allerdings aus mindestens drei miteinander zusammenhängenden Gründen unbefriedigend.⁴⁸

Erstens wird dadurch eine spezifische Chance der Ethik verspielt, die gerade darin besteht, das Bestehende radikal in Frage zu stellen und so echten sozialen Wandel zu befördern. Wie sich in der Intensivtierhaltung das »Tierwohl« verbessern lässt, wird in der Tierschutzpolitik und teilweise in der Industrie selbst diskutiert.⁴⁹ Die philosophische Ethik hat die Chance, wenn nicht gar

47 Kirsten Schmidt, »Tierethik und Tierwohlforschung – Probleme und Chancen einer konfliktreichen Beziehung«, in: *TIERethik, Zeitschrift zur Mensch-Tier-Beziehung* (2013/1, Heft 6), S. 78-107, hier S. 102.

48 Eine ähnliche Kritik an bestehenden ethischen Diskussionen bringt Johann S. Ach im Hinblick auf Tierversuche an in seinem Buch *Warum man Lassie nicht quälen darf. Tierversuche und moralischer Individualismus*, Erlangen 1999.

49 So wurden zum Beispiel auf der internationalen Nutztiermesse EuroTier verschiedene Beschäftigungselemente für Schweineställe wie von der Decke baumelnde Bälle unter dem Stichwort »Tiergerechtigkeit« diskutiert. Für die Industrie hat eine solche Verbesserung einerseits deshalb Vorteile, als dadurch die durch Verhaltensstörungen und Ähnliches verursachten wirtschaftlichen Einbußen vermieden werden sollen, andererseits wird damit auf die öffentliche Diskussion

die Aufgabe, eine größere Distanz zu bestehenden Praktiken und Normen einzunehmen und weit verbreitete Überzeugungen einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Der zweite Grund, warum das vermeintlich pragmatische Prinzip problematisch ist, besteht darin, dass die darin enthaltene empirische These keineswegs evident ist: Ob sich durch Tierschutzpolitik überhaupt die Situation der Tiere verbessern lässt, ist umstritten; noch weniger klar ist, dass dies der *einzig* erfolgversprechende Weg ist. Innerhalb der Käfigethik wird diese Annahme aber oft unkritisch zugrunde gelegt. Drittens liegt ein tiefgreifender Irrtum dieser TierethikerInnen darin, dass sie meinen, eine angewandte Tierethik müsse primär mit Handlungsempfehlungen für TierhalterInnen aufwarten und eine Ethik, die Tierhaltung ablehnt, könne daher nicht angewandt sein. Denn einerseits gilt, dass natürlich auch aus einer solchen abolitionistischen Position Handlungsempfehlungen für TierhalterInnen folgen.⁵⁰ Viel wichtiger ist aber, dass sich daraus konkrete Handlungsempfehlungen für *viel mehr* Menschen ergeben, nämlich für diejenigen, die entscheiden müssen, ob sie derlei Produkte kaufen, und für diejenigen, die die Möglichkeit haben, sich aktiv für eine Beendigung der Tierhaltung einzusetzen. Eine Ethik, die derlei Handlungsempfehlungen begründet, kann sehr wohl als angewandt bezeichnet werden.

Meines Erachtens werden gerade dadurch, dass im Rahmen vieler politischer und tierethischer Diskussionen die Grundsatzfragen ausgeblendet werden, bestimmte altgewohnte, ethisch aber höchst diskussionswürdige Ansichten zementiert. Gleichzeitig wird dem Bedürfnis nach ethischer Auseinandersetzung und Kritik der ge-

reagiert, die das Image und damit den Absatz der Tierprodukte gefährdet. Zur »Tierwohl«-Diskussion vgl. Hilal Sezgin, *Artygerecht ist nur die Freiheit*, Kap. 4.

⁵⁰ Diese mögen je nach Definition dieser Begriffe tatsächlich für LandwirtInnen nicht »zumutbar« sein, insofern sie von ihnen »lebenspraktisch« nicht gefordert werden könnten. Nun kommt es erstens durchaus vor, dass LandwirtInnen aus ethischen Gründen aufhören, Tiere zu nutzen (so zum Beispiel der ehemalige Milchbauer Jan Gerdes vom Lebenshof Butenland); zweitens zeigt ein Blick in die Geschichte (und die Welt), dass fast jede Praxis, die wir als unethisch betrachten, auch von Menschen betrieben wurde beziehungsweise wird, die davon »lebenspraktisch« gesehen abhängen: Frühere Sklaven- und heutige MenschenhändlerInnen können damit auch nicht ohne Weiteres aufhören. Wäre das etwa ein Grund, eine freundliche Sklaverei, zum Beispiel einen schonenderen Transport der SklavInnen – im Rahmen der Mittel des jeweiligen Händlers –, zu fordern?

genwärtigen Praktiken *scheinbar* Rechnung getragen: Es hat den Anschein, als würde beständig daran gearbeitet, ethischen Anforderungen zu entsprechen und die Bedürfnisse der Tiere stärker zu berücksichtigen, sie als empfindende Subjekte und nicht nur als Produktionsmaschinen zu behandeln.⁵¹ Damit dienen derlei Diskussionen letztlich sogar der Legitimation der gegenwärtigen Tierhaltungsindustrie.

Wenn dagegen die ethischen Grundfragen des Mensch-Tier-Verhältnisses ernsthaft angepackt werden, wie es unter anderem in den Texten in diesem Band geschieht, ergibt sich daraus fast immer eine scharfe Kritik an der gegenwärtigen Praxis. Fast alle AutorInnen dieser Tierethik fordern entweder eine Abschaffung oder aber eine grundlegende Änderung unserer Praktiken der Tiernutzung. Darin besteht eine weitgehende Übereinstimmung innerhalb dieser ansonsten sehr kontrovers geführten Debatte: Wie wir gegenwärtig Tiere behandeln, lässt sich nicht rechtfertigen. Nötig sind nicht kosmetische Reformen, sondern eine Revolution unserer Einstellung zu nichtmenschlichen Tieren.

2. Geschichte der Philosophie des Mensch-Tier-Verhältnisses

Die kanonischen Denker der westlichen Philosophiegeschichte haben lange Zeit nicht die Rolle von Kritikern herrschender Verhältnisse gespielt. Vielmehr haben sie die Geringschätzung und (Aus-)Nutzung von Tieren mit philosophischen Argumenten untermauert. Typischerweise wurde dabei mit Annahmen über Unterschiede in relevanten Eigenschaften und Fähigkeiten von Menschen und anderen Tieren gearbeitet: Weil den anderen Tieren Vernunft, Sprache oder Selbstbewusstsein fehlten, seien sie in moralischer Hinsicht unterlegen.

⁵¹ Das ist besonders eklatant im Fall der Tierversuche: Das Tierschutzgesetz schreibt für belastende Versuche an Wirbeltieren und Kopffüßlern eine ethische Prüfung vor; sie seien nur zu genehmigen, »wenn die zu erwartenden Schmerzen, Leiden oder Schäden der Tiere im Hinblick auf den Versuchszweck ethisch vertretbar sind« (TierSchG § 7a). Da eine solche Abwägung faktisch nicht durchführbar ist und in den Entscheidungsstellen auch kaum Interesse daran besteht, wird so gut wie gar kein Versuchsantrag aufgrund ethischer Unvertretbarkeit abgelehnt.

2.1 Extremer Anthropozentrismus

Während die Vorsokratiker noch eine grundlegende Verwandtschaft von Menschen und anderen Tieren anerkannten und zum Teil an eine artübergreifende Seelenwanderung glaubten, betont Aristoteles die Vernunft als Alleinstellungsmerkmal des Menschen und begründet damit eine äußerst wirkmächtige Denktradition.⁵² Aristoteles schreibt nichtmenschlichen Tieren komplexe Vermögen wie Wahrnehmung, Begehrungsvermögen und Einbildungskraft zu, spricht ihnen aber die Fähigkeit zur Reflexion, zum Bilden von Allgemeinbegriffen und zum überlegten Handeln ab.⁵³ Aufgrund dessen schließt Aristoteles sie grundsätzlich aus dem Bereich des Ethischen und Politischen aus. Unsere Beziehungen zu ihnen unterlägen damit keinem Gebot der Gerechtigkeit, Tiere seien vielmehr »beseelte Werkzeuge«.⁵⁴ Darüber hinaus vertritt Aristoteles eine Konzeption der Welt als hierarchisch geordnet. Aufgrund ihres Vernunftvermögens ähnelten die Menschen den Göttern und stünden in der kosmischen Ordnung über den anderen Tieren.⁵⁵ Zentrale Elemente der aristotelischen Sicht des Mensch-Tier-Verhältnisses wurden von den Stoikern aufgenommen und radikalisiert: Ihnen zufolge sind die anderen Tiere nicht nur den Menschen untergeordnet, sondern existieren für die Menschen. Auch hier wird mit der fehlenden Rationalität argumentiert und davon ausgegangen, dass wir anderen Tieren gegenüber keine Pflichten haben.⁵⁶

Die einflussreichsten Denker des Mittelalters verschmelzen die

52 Vgl. z. B. Richard Sorabji, *Animal Minds and Human Morals. The Origins of the Western Debate*, Ithaca, New York 1993, Kap. 1.

53 Vgl. Aristoteles, *De Anima*, 427b5-10; 428a5-21; *Nikomachische Ethik*, III6b24-III7a5; *Eudemische Ethik* 1225b27.

54 Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, II61b2; *Politik* 1253a10-15. Vgl. auch Gary Steiner, *Anthropocentrism and its Discontents. The Moral Status of Animals in the History of Western Philosophy*, Pittsburgh 2005, S. 62.

55 Aristoteles, *Eudemische Ethik*, 1217a24-25. Allerdings gibt es eine gewisse Spannung zwischen diesen Aussagen von Aristoteles und seiner Darstellung in seinen zoologischen Schriften, in denen er die Vielfalt der Verhaltensweisen von Tieren beschreibt und von einer Kontinuität von Menschen und anderen Tieren ausgeht. Vgl. dazu Steiner, *Anthropocentrism*, S. 60.

56 Hier folge ich der Darstellung von Steiner, *Anthropocentrism*, S. 77-92. Vgl. auch Sorabji, *Animal Minds and Human Morals*, S. 122-133.

aristotelischen Lehren mit der christlichen Tradition. Aus der Bibel selbst lässt sich zwar keine eindeutige Position im Hinblick auf die moralische Bedeutung von nichtmenschlichen Tieren ableiten.⁵⁷ In der traditionell maßgeblichen Interpretation sieht der göttliche Wille allerdings eine höhere Stellung des Menschen sowie seine Herrschaft über die anderen Tiere und die Natur vor. Relevante Eigenschaften, die Tieren abgesprochen werden, sind nicht nur allein Vernunft und moralische Verantwortlichkeit, sondern die unsterbliche Seele und damit die Möglichkeit der Erlösung. Augustinus vertritt dementsprechend im 4. Jahrhundert eine Hierarchie aller Lebewesen je nach ihrer Nähe zu Gott. Gegenüber niederen Wesen wie den nichtmenschlichen Tieren hätten Menschen keinerlei direkte Pflichten, jene existierten vielmehr zu ihrem Gebrauch.⁵⁸ Ebenso geht Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert davon aus, dass es keine Rolle spielt, wie wir uns gegenüber anderen Tieren verhalten, weil Gott alle Dinge der menschlichen Herrschaft unterstellt habe.⁵⁹ Thomas erkennt allein *indirekte* Pflichten gegenüber nichtmenschlichen Tieren an: Im Umgang mit ihnen zeigten sich gewisse Charaktereigenschaften, die als solche oder im Hinblick auf den Umgang mit Menschen positiv oder negativ zu bewerten und damit zu fördern oder zu sanktionieren seien.⁶⁰ Nichtmenschliche Tiere haben damit für diese christlichen Denker keinen eigenen, sondern höchstens einen instrumentellen und indirekten Wert.

Die Geschichte der philosophischen Begründungen für die moralische Bedeutungslosigkeit von nichtmenschlichen Tieren findet

57 Für neuere »tierfreundliche« Interpretationen der Bibel siehe z. B. die Beiträge von Rainer Hagencord, zuletzt *Die Würde der Tiere. Eine religiöse Wertschätzung*, Gütersloh 2011.

58 Vgl. z. B. Augustinus, *Dreiundachtzig Verschiedene Fragen*, übers. v. Carl Johann Perl, Paderborn 1972, Frage 31, S. 33-35. Darin heißt es: »Es ist also alles Erschaffene zum Gebrauch des Menschen erschaffen, weil die dem Menschen verliehene Vernunft nach ihrem Urteil von allem Gebrauch macht.« (S. 35.) Vgl. auch *Der Gottesstaat*, übers. v. Carl Johann Perl, Erster Band, Paderborn 1979, Erstes Buch, Abschn. 20, S. 47f. (darin findet sich die Tötungserlaubnis mit Verweis auf die fehlende Vernunft).

59 Vgl. z. B. Thomas von Aquin, *Summa Theologica*, vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe, München, Heidelberg, 7. Band, 1941, I-2, 96. Frage, 1. Artikel, S. 119-123.

60 Thomas von Aquin, *Summa Theologica*, 13. Band, 1977, I-2, 102. Frage, 6. Artikel, Abschnitt zu 8., S. 374-376.

im 17. Jahrhundert eine Fortsetzung und einen neuen Höhepunkt im Werk des großen Rationalisten René Descartes. Er war lange berühmt-berüchtigt für die These, dass nichtmenschliche Tiere bloße Automaten seien, die gar nichts fühlten und daher völlig nach Belieben behandelt sowie zum Beispiel zwecks Befriedigung wissenschaftlicher Neugier bei lebendigem Leibe aufgeschnitten werden dürften. Seit einiger Zeit darf diese Standardauffassung als widerlegt gelten. Viele Stellen in seinem Werk belegen eindeutig, dass Descartes nichtmenschlichen Tieren ein Empfindungsvermögen zuschreibt.⁶¹ Dass er Tiere für moralisch unbedeutend hält, lässt sich aber gleichwohl kaum leugnen. Die Kernunterscheidung für Descartes ist die zwischen materiellen und immateriellen Substanzen. Menschen seien eine Mischung aus beiden Substanzen, weil sie nicht nur einen materiellen Körper (ebenfalls ein bloßer Automat), sondern außerdem noch einen immateriellen Intellekt besäßen. Dass Tiere sich keiner echten Sprache bedienen, sei ein starker Hinweis darauf, dass sie nicht denken, und folglich sei es sehr plausibel – wenn auch, wie er stets zugesteht, unbeweisbar –, dass ihnen ein unkörperlicher Intellekt fehlt. Ihr gesamtes Verhalten lasse sich, im Gegensatz zu dem des Menschen, rein mechanistisch erklären.⁶²

61 An einigen Stellen gesteht er ihnen zumindest Wahrnehmung, andernorts sogar Furcht, Freude und Hoffnung zu. Obwohl er sie in der Tat mit Automaten vergleicht, scheint er sie also nicht als *bloße* Automaten zu betrachten, sondern als empfindungsfähige Automaten. Fraglich ist allerdings u. a., ob er dies innerhalb seines Systems plausibilisieren kann. Vgl. zum Automatenvergleich René Descartes, *Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs*, übers. v. Kuno Fischer, Stuttgart 1975, Teil 5; zur Wahrnehmungsfähigkeit vgl. ders., »Letter to More, 5 February 1649«, in: *The Philosophical Writings of Descartes*, übers. v. John Cottingham u. a., Cambridge 1991, Band 3, S. 360-367, hier S. 366; zu den Gefühlen wie Furcht usw. vgl. ders., »Letter To The Marquess of Newcastle, 23 November 1646«, in: *The Philosophical Writings of Descartes*, Band 3, S. 302-304, hier S. 303. Zur Kontroverse zu diesem Thema vgl. John Cottingham, »A Brute to the Brutes? Descartes' Treatment of Animals«, in: *Philosophy* 53 (1978), S. 551-561; Gordon P. Baker, Katherine J. Morris, *Descartes' Dualism*, London und New York 1996, S. 87-100; Andreas Kemmerling, *Ideen des Ichs. Studien zu Descartes' Philosophie*, Frankfurt/M. 2005, S. 211-215; Markus Wild, *Die anthropologische Differenz*, Berlin 2006, Kap. 3; Steirter, *Anthropocentrism*, S. 144-148; Dominik Perler, *René Descartes*, München 2006, S. 227-231.

62 Vgl. René Descartes, »Erwiderung auf die sechsten Einwände«, in: ders., *Meditationen. Mit sämtlichen Einwänden und Erwiderungen*, hg. v. Christian Wohlers, Hamburg 2009, Abschnitt 3; ders., »Letter To Plempius for Fromondus, 3 Octo-

Descartes gesteht nichtmenschlichen Tieren zwar durchaus eine »körperliche« Seele und körperabhängiges Sinnesempfinden zu, aber das ändert für ihn nichts daran, dass sie ausschließlich materielle Lebewesen ohne unsterbliche Seele sind. Entsprechend hält er es nicht für ein Verbrechen, nichtmenschliche Tiere zu töten und zu essen. Offenbar erschien ihm auch das Experimentieren an ihnen unproblematisch.⁶³ Sein Automatenvergleich diente zudem späteren Vivisektoren dazu, die Schmerzenschreie der aufgeschnittenen Hunde oder Kaninchen als bloß mechanisch erzeugte Geräusche wegzuerklären.⁶⁴

Eine besonders ausgefeilte Version des beliebten Arguments, wonach nur vernunftbegabte Wesen moralische Berücksichtigung verdienen, liefert dann im 18. Jahrhundert Immanuel Kant. Die Vernunft ist bereits für Kants Konzeption von Handeln und damit von Moral zentral: Nur vernünftige Wesen seien in der Lage, nach der Vorstellung von Gesetzen zu handeln.⁶⁵ Damit ist gemeint, dass nur vernünftige Wesen eine bestimmte Distanz zu ihrem eigenen Handeln einnehmen könnten, die darin bestünde, dass sie nicht einfach bestimmten Impulsen oder »Neigungen« folgen müssten, also in diesem Sinne keiner Naturkausalität unterlägen, sondern ihr Handeln nach Prinzipien ausrichten könnten, die sie selbst wählten – und aufgrund von Reflexion ändern könnten. Moralisches Handeln zeichnet sich in Kants Konzeption dann dadurch aus, dass es nach Prinzipien der richtigen Art ausgerichtet ist, nämlich solchen, denen alle vernünftigen Wesen zustimmen könnten.⁶⁶ Diese Vorgabe formuliert Kant in seinem berühmten kategorischen Imperativ. Aus diesem Verständnis ergibt sich für Kant der Ausschluss von nicht-vernünftigen Wesen aus der Sphäre der Moral: Um zu han-

ber 1637«, in: *The Philosophical Writings of Descartes*, Band 3, S. 61-66, hier S. 62; ders., »Letter To The Marquess of Newcastle, 23 November 1646«, S. 303.

63 Im bereits angeführten Brief an More sagt Descartes, dass das Töten und Essen von Tieren moralisch unproblematisch sei; Experimente an lebenden Tieren hat er offenbar selbst durchgeführt (vgl. Wild, *Die anthropologische Differenz*, S. 207, und Steirter, *Anthropocentrism*, S. 149).

64 Wobei nicht klar zu sagen ist, welche Rolle Descartes tatsächlich für die Entwicklung der tierversuchsbasierten Forschung gespielt hat – Vivisektion war zumindest bereits vor ihm verbreitet. Vgl. Wild, *Die anthropologische Differenz*, S. 207 f.

65 Vgl. Immanuel Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, Frankfurt/M. 2007, nach der Paginierung der Akademieausgabe, S. 412.

66 Vgl. z. B. Kant, *Grundlegung*, S. 399-404, 412-424.

deln, muss man sich in den Handlungsprinzipien selbst Zwecke setzen, die man für wert hält, verfolgt zu werden. Wenn dies bloß subjektive, gar neigungsbasierte Zwecke sind, handelte man aber nicht moralisch. Die Vorstellung objektiver Zwecke ist in diesem Bild jedoch ebenfalls problematisch, weil alle Dinge nur relativ zu bestimmten Interessen und Neigungen von Subjekten einen Wert haben. Die Lösung besteht darin zu sagen, dass alle vernünftigen Wesen im Handeln *sich selbst* als ursprüngliche Quelle von Zwecken annehmen, die es wert sind, verfolgt zu werden. Gleichzeitig müsse damit eine Anerkennung aller anderen vernünftigen Wesen als Quelle ihrer je eigenen Zwecke einhergehen. In dieser Konzeption kommt also Wert überhaupt erst durch vernünftige Wesen in die Welt, die in ihrem Handeln Zwecke setzen und diejenigen der anderen anerkennen. Insofern nichtmenschliche Tiere sich nicht selbst mithilfe der Vernunft Zwecke setzen, haben sie für Kant »nur einen relativen Wert, als Mittel, und heißen daher *Sachen*, dagegen vernünftige Wesen *Personen* genannt werden.«⁶⁷ Die Vernunft ist bei Kant also deshalb eine notwendige Bedingung für moralische Berücksichtigung, weil die Moral selbst in einem Verhältnis gegenseitiger Anerkennung vernünftiger Wesen besteht.⁶⁸ Kant räumt gleichzeitig ein, dass man sich auch gegenüber nichtmenschlichen Tieren falsch verhalten kann. Allerdings handelt es sich dabei einmal mehr um *indirekte* Pflichten: Grausamkeit gegenüber Tieren sei problematisch, weil sie die Menschen verrohe und somit ihren Umgang mit anderen Menschen negativ beeinflusse.⁶⁹

Nicht nur bei den bisher dargestellten Autoren ist auffällig, dass die Einschätzung von nichtmenschlichen Tieren eng mit der Konzeption des Menschen und seinem Platz in der Welt zusammenhängt. In der Geschichte der Philosophie erscheinen die Tiere häufig nicht als eigener Untersuchungsgegenstand; stattdessen sind sie vor allem zum Zwecke der Charakterisierung des Menschen im Rahmen der Anthropologie von Interesse. Je zentraler die Rolle ist, die die Vernunft für das menschliche Selbstverständnis spielt, desto

67 Kant, *Grundlegung*, S. 428.

68 Kants Position wird ausführlicher von Christine Korsgaard in ihrem Aufsatz »Mit Tieren interagieren« in diesem Band erläutert. Sie will außerdem zeigen, dass sich aus Elementen der kantischen Position auch eine Konzeption entwickeln lässt, die Tiere als Zwecke an sich anerkennt.

69 Vgl. Immanuel Kant, *Metaphysik der Sitten*, Akademieausgabe Band 6, S. 296 f.

größer erscheint die Distanz zu anderen Tieren – und desto näher liegt es, von einem fundamentalen anstatt einem graduellen Unterschied auszugehen. Entsprechend wird es leichter, nichtmenschliche Tiere auch in moralischer Hinsicht gering zu schätzen.

Die Vorstellung, dass der Mensch in der Natur eine Sonderstellung einnimmt und nichtmenschliche Tiere höchstens indirekte moralische Bedeutung haben, kann als eine Standardauffassung in der westlichen Philosophiegeschichte gelten. Allerdings gibt es auch interessante Gegenstimmen, die stattdessen eine Kontinuität von Menschen zu den anderen Tieren behaupten und direkte Pflichten gegenüber Letzteren anerkennen.

2.2 Gemäßigter Anthropozentrismus

In der frühen Neuzeit äußerte sich nicht nur Descartes über die nichtmenschlichen Tiere, sondern es gab eine regelrechte Tierdebatte, die von Michel de Montaigne im 16. Jahrhundert angestoßen wurde.⁷⁰ Dieser kritisiert die traditionelle Anthropologie und deren hierarchische Ordnung und meint dagegen, dass die Menschen weder höher noch niedriger stünden als die anderen Tiere.⁷¹ Zudem wendet er sich gegen die verbreitete Praxis, nichtmenschlichen Tieren rundheraus alle höheren geistigen Fähigkeiten abzusprechen – das sei methodisch unzulässig. Stattdessen sollte man die Möglichkeit einräumen, dass auch nichtmenschliche Tiere miteinander sprachlich kommunizierten und dass ihr komplexes Verhalten aus Intelligenz und rationaler Überlegung zu erklären sei.⁷² Gleichzeitig stellt Montaigne die Ähnlichkeit von Menschen und anderen Tieren in ihrer Existenz als körperliche Wesen heraus – dies geschieht primär aus anthropologischem Interesse, wenn auch diesmal gleichsam mit umgekehrtem Vorzeichen.⁷³ Diese Gemeinsamkeit hat aber auch ethische Konsequenzen: Montaigne geht davon aus, dass wir direkte moralische Pflichten gegenüber Tieren haben. Allerdings schuldeten wir ihnen nur Gnade, das heißt Verzicht auf Grausamkeit, und Wohlwollen, keine gleiche Berücksichtigung.

70 Vgl. Dominik Perler, Markus Wild, »Der Geist der Tiere – Eine Einführung«, in: dies. (Hg.), *Der Geist der Tiere*, Frankfurt/M. 2005, S. 10-74, hier S. 29.

71 Michel de Montaigne, *Essais*, übers. von Hans Stilett, Frankfurt/M. 1998, S. 227.

72 Montaigne, *Essais*, S. 224; vgl. dazu Perler/Wild, *Der Geist der Tiere*, S. 29-37.

73 Siehe Wild, *Die anthropologische Differenz*, S. 105-108.

Das beruht wohl auf der Annahme Montaignes, dass Tiere trotz aller Ähnlichkeiten sich noch auf moralisch relevante Weise von uns unterscheiden – insbesondere in ihrem Verhältnis zum eigenen Tod und zu Gott.⁷⁴

Ähnliche Züge tragen die Überlegungen der britischen Empiristen, die im 17. und 18. Jahrhundert als Kritiker Descartes' und des Rationalismus auftraten. Thomas Hobbes, John Locke und David Hume stellen den cartesischen Dualismus in Frage, betrachten den Menschen als ein grundlegend körperliches und Natur-Wesen in größerer Nähe zu den anderen Tieren, denen sie klar Empfindungs- und Leidensfähigkeit und teilweise sogar Verstand zusprechen.⁷⁵ Obwohl sie von eher graduellen Unterschieden zwischen Menschen und anderen Tieren ausgehen, schließen sie wiederum die anderen Tiere nicht voll in die moralische Gemeinschaft ein – und begründen dies, eher am Rande, aufs Neue mit Thesen über Fähigkeiten-Unterschiede, indem sie zum Beispiel sagen, Rationalität und Sprachvermögen machten uns Menschen einerseits überlegen und verpflichteten uns andererseits zu gegenseitiger Kooperation, deren die anderen Tiere nicht fähig seien.⁷⁶

Die Utilitaristen Jeremy Bentham und John Stuart Mill sind die ersten, die in aller Deutlichkeit an einer anderen Gelenkstelle der Standardauffassung ansetzen: der Frage, ob Fähigkeiten wie Sprachvermögen, Rationalität oder Kooperation überhaupt die Grundlage für die moralische Berücksichtigungswürdigkeit bilden sollten. Der folgende Ausspruch Benthams ist in diesem Zusammenhang berühmt geworden:

74 Wild, *Die anthropologische Differenz*, S. 130-133; Steiner, *Anthropocentrism*, 137 f.

75 Vgl. z. B. Thomas Hobbes, *Leviathan*, Hamburg 1996, übers. v. Jutta Schlösser, Erster Teil, Kapitel II; John Locke, *An Essay concerning Human Understanding*, hg. v. Peter H. Nidditch, New York 1975, Buch II, Kapitel XI, Abschn. II; David Hume, *An Enquiry concerning Human Understanding*, hg. von Tom L. Beauchamp, Oxford 1998, Abschnitt 9; ders., *A Treatise of Human Nature*, Oxford, New York, 2007, Buch 2, Kapitel 1, Abschnitt 12. Vgl. auch Wild, *Die anthropologische Differenz*, S. 211-285.

76 Vgl. Hobbes, *Leviathan*, zweiter Teil, Kapitel XXVI; Locke, *Enquiry*, Buch I, Kapitel I, Abschn. 1; David Hume, *A Treatise on Human Nature*, Buch 3, Teil 2, Abschn. 2-3; ders., *An Enquiry concerning the Principles of Morals*, hg. v. Peter H. Nidditch, Oxford 1981, Abschnitt 2, Teil 2. Vgl. auch Steiner, *Anthropocentrism*, S. 155-162.

Die Franzosen haben bereits entdeckt, dass die Schwärze der Haut kein Grund dafür ist, jemanden schutzlos der Laune eines Peinigers auszuliefern. Es mag der Tag kommen, da man erkennt, dass die Zahl der Beine, der Haarwuchs oder das Ende des *os sacrum* gleichermaßen unzureichende Gründe sind, ein fühlendes Wesen demselben Schicksal zu überlassen. Was sonst ist es, das hier die unüberwindbare Trennlinie ziehen sollte? Ist es die Fähigkeit zu denken, oder vielleicht die Fähigkeit zu sprechen? Aber ein ausgewachsenes Pferd oder ein Hund sind unvergleichlich vernünftiger und mitteilbarer Lebewesen als ein Kind, das erst einen Tag, eine Woche oder selbst einen Monat alt ist. Doch selbst vorausgesetzt, es wäre anders, was würde es ausmachen? Die Frage ist nicht: Können sie *denken*? Oder: Können sie *sprechen*? Sondern: Können sie *leiden*?⁷⁷

Dem Utilitarismus zufolge geht es in der Moral darum, für größtmögliches Glück und kleinstmögliches Leiden bei all denjenigen zu sorgen, die von einer Entscheidung betroffen sind. Wenn nicht-menschliche Tiere leiden können, liegt es nahe, sie ebenfalls zu den Betroffenen zu zählen und somit moralisch mit zu berücksichtigen. Auch John Stuart Mill meint, dass sie in die utilitaristische Rechnung einbezogen werden müssten. Wenn eine Praxis Tieren mehr Schmerzen verursache, als sie Menschen Freude bereite, dann sei diese Praxis unmoralisch.⁷⁸ Sowohl Bentham als auch Mill finden allerdings trotz dieses egalitären Ausgangspunkts Wege, die nicht-menschlichen Tiere doch gegenüber Menschen auf eine moralisch niedrigere Stufe zu stellen. Bei Bentham besteht die entscheidende Eigenschaft, die wir den anderen Tieren voraushaben, darin, dass wir eine Vorstellung unserer eigenen Zukunft haben. Da diese Tieren fehle, sei es unproblematisch, sie zu töten. Bentham formuliert keine grundlegende Kritik an unseren Praktiken der Nutzung von Tieren; die Tatsache, dass seine Überlegungen dazu vor allem in einer Anmerkung seines Buches über Moral und Gesetzgebung auftauchen, zeigt auch, dass er das Thema nicht besonders wichtig

77 Jeremy Bentham, *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation*, hg. von J. H. Burns und H.L.A. Hart, Oxford 1996, Kap. 18, Absatz 4, Anm., Übersetzung weitgehend übernommen von Oscar Bischof, Jean-Claude Wolf und Dietrich Klose in: Singer, *Praktische Ethik*, S. 84.

78 John Stuart Mill, »Whewell on Moral Philosophy«, in Alan Ryan (Hg.), *Utilitarianism and Other Essays: J. S. Mill and Jeremy Bentham*, Harmondsworth 1987, S. 228-70, hier S. 253.

genommen haben kann.⁷⁹ Mill bewahrt die Höherwertigkeit des Menschen, indem er zwischen verschiedenen Arten von Freuden unterscheidet und behauptet, die Freuden der Menschen hätten aufgrund von deren höheren geistigen und emotionalen Fähigkeiten einen höheren Wert.⁸⁰ Letztlich geht auch er davon aus, dass wir alles Recht haben, die anderen Tiere für unsere Zwecke einzuspinnen und zu töten.⁸¹

Ein ganz ähnliches Muster zeigt sich bei Arthur Schopenhauer. Er ist bekannt dafür, dass er in Entgegensetzung zur kantischen Vernunftethik eine Mitleidsethik entwickelt, worin die nicht-menschlichen Tiere aufgrund ihrer Leidensfähigkeit direkt moralisch berücksichtigungswürdig sind: Moralisches Handeln sei nicht Handeln aus Achtung vor einem moralischen Gesetz, sondern altruistisches Handeln für das Wohl anderer Wesen. Der Affekt des Mitleids, der dafür konstitutiv ist, kann sich auf nichtmenschliche Tiere ebenso wie auf Menschen beziehen.⁸² Schopenhauer wendet sich darüber hinaus gegen die Überbetonung der Mensch-Tier-Differenz durch die philosophische Tradition.⁸³ Mit den Vertretern des nachkantischen deutschen Idealismus ebenso wie mit den Literaten und Philosophen der Romantik teilt er den Anspruch, die von Kant gezogenen Dualismen zum Beispiel zwischen Geist und Natur, Mensch und Welt, Freiheit und Naturgesetzlichkeit, Pflicht

79 Siehe Jeremy Bentham, *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation*, hg. von J. H. Burns und H.L.A. Hart, Oxford 1996, Kap. 18, Absatz 4, Anm. Kritik an Benthams Position übt Gary Francione in seinem Aufsatz in diesem Band.

80 Vgl. John Stuart Mill, *Utilitarismus*, übers. und mit einer Einleitung und Anmerkungen hg. von Manfred Kühn, Hamburg 2006, S. 12-14, 16, 78.

81 Das schließt zumindest Gary Steiner aus Mills Aussagen über den Wert verschiedener Lebensformen und seiner Auffassung unseres Verhältnisses zur Natur. Vgl. Steiner, *Anthropocentrism*, S. 166.

82 So schreibt Schopenhauer: »Die von mir aufgestellte moralische Triebfeder bewährt sich als die ächte ferner dadurch, dass sie auch die Thiere in ihren Schutz nimmt, für welche in andern Europäischen Moralsystemen so unverantwortlich schlecht gesorgt ist.« Arthur Schopenhauer, »Preisschrift über die Grundlage der Moral«, in *Arthur Schopenhauers Werke in Fünf Bänden*, hg. von L. Lütkehaus, Zürich 1988, Band 3 (*Kleinere Schriften*), S. 459-631, hier § 19, Abschn. 7, S. 595f.

83 Insbesondere übt er scharfe Kritik am Christentum und an Kant, vgl. Schopenhauer, »Preisschrift über die Grundlage der Moral«, § 8; »Über Religion«, in: *Sämtliche Werke*, nach der ersten, von Julius Frauenstädt bes. Gesamtausgabe neu bearbeitet und hg. von Arthur Hübscher, Wiesbaden 1947, Sechster Band (*Parerga und Paralipomena II*), Kap. 15, § 177.

und Neigung zu überwinden und durch eine Konzeption des Menschen als Teil der natürlichen Welt zu ersetzen. Vor diesem Hintergrund kann man auch Schopenhauers Darstellung des Mensch-Tier-Verhältnisses verstehen: Er meint, dass Menschen und Tiere beide Manifestationen des »Willens« seien – dem Grundelement seiner Metaphysik. Gleichzeitig hält auch Schopenhauer allerdings eine Art Hierarchie der Lebewesen aufrecht, indem er von »oberen« und niedrigeren »Stufen der »Objektivierung des Willens« spricht und Tieren unter anderem Individualität abspricht.⁸⁴ In der Ethik kritisiert er zwar das Christentum dafür, dass »es widernatürlicher Weise den Menschen losgerissen hat von der *Tierwelt*, welcher er doch wesentlich angehört«, und Tiere »geradezu als *Sachen*«⁸⁵ betrachte. Er betont zudem mehrfach die Wichtigkeit einer Einbeziehung von Tieren in die Moral. Seine Forderungen unterscheiden sich dann aber faktisch kaum von den üblichen: Tiere zum Verzehr zu töten ebenso wie das Experimentieren mit ihnen hält er für moralisch akzeptabel; nur sinnlose Grausamkeit – das heißt Leidverursachung, die zu gegebenen Zwecken nicht nötig ist – gilt es zu vermeiden.⁸⁶

Ein entscheidender Einfluss auf die Ideengeschichte des Mensch-Tier-Verhältnisses ging vom jüngeren Zeitgenossen Schopenhauers, Charles Darwin, aus. Seine Theorie der gemeinsamen Abstammung von Menschen und anderen Tieren stellt das christliche Menschenbild grundlegend in Frage. Darüber hinaus erörtert

84 Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Stuttgart, Frankfurt/M. 1960, Erster Band, Buch 2, § 26, S. 196-207. Außerdem siehe ebd., Buch 1, § 8, S. 75f.

85 Schopenhauer, »Über Religion«, S. 393.

86 So fordert er, Tiere bei der Schlachtung mittels Chloroform zu betäuben und sie nicht übermäßig für uns arbeiten zu lassen (»Grundlage der Moral«, § 19, S. 602). Dabei ist allerdings zu beachten, dass er wohl davon ausgeht, dass »der nach dem Norden gedrängte und dadurch weiß gewordene Mensch des Fleisches der Thiere bedarf – wiewohl es in England *vegetarians* giebt« (»Über Religion«, S. 399). Gleichzeitig begründet Schopenhauer die These, dass nichtmenschliche Tiere weniger Rücksicht verdienten als Menschen, mit der Behauptung, dass »in der Natur die Fähigkeit zum Leiden gleichen Schritt hält mit der Intelligenz« (»Grundlage der Moral«, § 19, S. 602.; vgl. ebd., S. 610). Im Hinblick auf Tierversuche fordert er, auf diejenigen zu verzichten, deren Ergebnisse schon bekannt oder wissenschaftlich nicht hinreichend wertvoll sind (»Über Religion«, S. 396-398) – darin entspricht seine Position dem gegenwärtigen Tierschutzgesetz (wobei dessen Vorgaben bezüglich Bekanntheit und Erkenntniswert in der Auslegung freilich höchst variabel sind).

Darwin in seinem Werk detailliert die frappanten Gemeinsamkeiten von Menschen und Tieren in Verhalten, geistigen Fähigkeiten und Gefühlen.⁸⁷ Er argumentiert dafür, dass der Unterschied zwischen beiden nur graduell, nicht prinzipiell sei.⁸⁸ Selbst die Fähigkeit zum moralischen Handeln, die sonst besonders eindeutig als spezifisch menschliches Merkmal gilt, habe sich aus verwandten Phänomenen im Tierreich entwickelt, namentlich aus »sozialen Instinkten«, die bei Tieren zu beobachten seien.⁸⁹ Auch bei Menschen seien noch solche »tiefeingepflanzte[n] soziale[n] Instinkte« und »Sympathien« wirksam und bildeten die Grundlage für die Moral.⁹⁰ Diese Sympathien hätten sich zunächst nur auf Mitglieder der eigenen Gemeinschaft bezogen, seien aber mit dem Fortschreiten »in der Zivilisation« mithilfe des Verstandes erst auf »die Individuen aller Völker und Rassen« ausgedehnt worden und reichten schließlich sogar »über die Grenzen der Menschheit hinaus«. Diese »Humanität gegenüber den Tieren« sei wahrscheinlich eine der »spätesten moralischen Erwerbungen« und die Fähigkeit dazu »das edelste Attribut des Menschen«.⁹¹ In seinen Notizbü-

87 Darwin schreibt den anderen Tieren – besonders den Primaten, aber auch anderen »höheren Tieren« wie Hunden – eine Reihe von »Sinnesindrücken, inneren Anschauungen und Empfindungen« sowie »ähnliche Leidenschaften, Neigungen und Gemütsbewegungen, selbst die kompliziertesten wie Eifersucht, Argwohn, Ehrgeiz, Dankbarkeit und Großmut« zu. (Charles Darwin, *Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl*, übers. von Carl W. Neumann, Leipzig 1952, S. 87; vgl. auch *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren*, übers. von J. Victor Carus, Stuttgart 1872.)

88 Vgl. Darwin, *Die Abstammung des Menschen*, Kapitel 3 und 4, insb. S. 134. Interessant ist in diesem Kontext die Frage, wie eigentlich deskriptive und normative Thesen hier miteinander zusammenhängen. Klarerweise folgt aus der These, dass Menschen und Tiere grundverschieden sind, nicht, dass Tiere moralisch nicht zählen, ebenso wenig wie aus der These, dass sie sich ähneln, eine moralische Berücksichtigungswürdigkeit von Tieren direkt abgeleitet werden kann. Dennoch fungieren Thesen über Unterschiede beziehungsweise Gemeinsamkeiten eher untergründig denn als explizierte Argumente zur Untermauerung von normativen Thesen. Vgl. dazu u. a. den Text von Birgit Mütterich in diesem Band.

89 Vgl. Darwin, *Die Abstammung des Menschen*, Kapitel 4, der zitierte Ausdruck auf S. 132.

90 Ebd., S. 128.

91 Ebd., S. 130, 133. Dass es eine historische Entwicklung der Moral derart gebe, dass immer mehr Wesen in sie einbezogen würden, und dass diese Entwicklung rational vorangetrieben würde, behauptet auch Peter Singer in *The Expanding*

chern klingt sogar hier und da ein gewisser Egalitarismus in Bezug auf Tiere an; außerdem zieht auch Darwin Parallelen zwischen der Sklaverei und der Nutzung von Tieren.⁹² Daraus ergeben sich aber offenbar für Darwin auch nur die bereits bekannten Tierschutzpflichten. So beklagt er in seiner Autobiographie, dass bei Tierversuchen zu wenig Rücksicht auf das Leiden von Tieren genommen würde. Gleichzeitig spricht er sich aber klar gegen die Abschaffung von Tierversuchen aus, da es sich dabei um ein »Verbrechen gegen die Menschheit« handeln würde.⁹³ Auch eine grundsätzliche Kritik an anderen Praktiken der Tiernutzung findet sich bei Darwin nicht.⁹⁴

2.3 Gesamtbild und radikalere Kritik

~~Bis in die frühe Neuzeit wird von den kanonischen Denkern der westlichen Philosophiegeschichte also vorwiegend eine starke Entgegensetzung von Menschen und anderen Tieren vertreten und angenommen, dass wir Letzteren direkt gar nichts schulden. Höchstens aus Sorge um unseren eigenen Charakter sollten wir sie nicht grausam behandeln. So obsolet diese Position heutzutage erscheint, es finden sich doch Reste davon zum Beispiel noch in den ame-~~

Circle: Ethics, Evolution, and Moral Progress, Princeton 2011. Kritisiert wird diese Konzeption von Brian Luke in diesem Band, siehe S. 424 f.

92 Vgl. den von Benton in diesem Band zitierten Notizbucheintrag, S. 483; an anderer Stelle heißt es sogar: »Es ist absurd, davon zu reden, daß ein Tier höher stehe als ein anderes. Wir betrachten diejenigen mit den entwickeltesten geistigen Fähigkeiten als die Höchsten.« Paul H. Barrett u. a. (Hg.), *Charles Darwin's Notebooks 1836-1846*, Cambridge 1987, B 74, S. 189, deutsche Übersetzung aus Adrian Desmond, James Moore, *Darwin*, übers. von Brigitte Stein, München, Leipzig 1991, S. 266 f.

93 Charles Darwin, *The Autobiography of Charles Darwin*, hg. von Francis Darwin, Amherst, NY 2000, S. 305 f.

94 Gary Steiner vermutet, dass dies damit zu tun hat, dass Darwin letztlich doch dem Menschen eine gewisse Sonderstellung in der Welt und damit einen höheren Wert zuschreibe. Darwin schreibt z. B., der Mensch trage zwar »in seinem Körperbau den unauslöschbaren Stempel seines tierischen Ursprungs«, »stünde jedoch gleichwohl auf »der höchstef[n] Sprosse der organischen Stufenleiter« (Darwin, *Die Abstammung des Menschen*, S. 616; Steiner, *Anthropocentrism*, S. 197.) Allerdings lobt Darwin im selben Satz das »nicht nur den Nebenmenschen, sondern auch das niedrigste lebende Wesen umfassende Wohlwollen« der Menschen.